

Der letzte Tag der Hausfrau

Der Mann bewegt sich im Nebenzimmer, macht seine Nebengeräusche, die sie von ihm erwartet. Auch das Kind nebenan macht ihr viele und laute Nebengeräusche. Sie ordnet sich in den Hintergrund passförmig ein und erschafft die Mitte.

Das Haus, angefüllt mit Nebengeräuschen. Das Hauptgeräusch ist lautlos. Oder: das Hauptgeräusch ist das Zischen der Synapsen. Oder: das Hauptgeräusch ist der tosende Atem der Frau, die in der Mitte des Hauses sitzt. Orkane aus ihren Nasenlöchern zieht und stösst, Quelle eines bestürzenden Windes.

Sie denkt sich das als Filmszene: Man sieht ein Kind über seine Aufgaben gebeugt, es radiert dumpf, die Feder kratzt. Eine Katze springt aufs Heft, das Kind stösst sie fort, dabei fällt etwas um, das Kind springt auf, der Sessel stösst gegen die Wand. Man hört die Geräusche dieser Szene, doch im Hintergrund wird ein Atem hörbar, immer lauter. Das nächste Bild zeigt den Mann, man hört den Rhythmus seiner Finger auf der Tastatur. Auch diese Geräusche gehen im immer stärker anschwellenden Atem schliesslich unter. Ein Schnitt, man sieht die Frau, die mit ausdruckslosem Blick am Küchentisch sitzt. Ihren atmenden Mund, ihre Nase, ihre Augen, das Fenster, eine Fahrt in den Himmel über der Stadt, die Stadt.

Im Hintergrund Mann, Kind und eine Katze. Im Vordergrund die Frau. Wenn sie sich in den Hintergrund zurückziehen will, bleibt der Vordergrund leer, zeichnet aber ihre leergebliebene Silhouette. Also spielt sich auch ihre Abwesenheit im Vordergrund ab, während sie nie wirklich in den Hintergrund gelangen kann, der Hintergrund verweigert ihr das Ankommen. Da der Hintergrund fröhlich und belebt zu sein scheint, hat sie, die Vordergründige, Sehnsucht nach dem Hintergrund. Denn während sich im Hintergrund alles trifft, bleibt sie im Vordergrund immer alleine. Im Vordergrund gerät alles zur Hauptsache, die Entscheidungen sind so schwer geworden, dass sie sich nicht mehr entscheidet, sondern auf die nebensächlichen Entscheidungen aus dem Hintergrund wartet.

Wenn alle gegangen sind und sie ganz alleine in der Küche zurückbleibt, dehnt sie sich auf das ganze Haus auf, flutet

die Räume mit ihrer Anwesenheit. Die Wände werden Haut, in denen das Echo der Seele sich unendlich wiederholt.

Dass ein Liebespaar alles teilen soll, schreibt sie auf die Tapete, bedeutet oft, dass alles zwischeneinander aufgeteilt wird, bis einer hat, was der andre nicht hat, und der andre das Gegenteil ist vom einen. Teilen ist ein zweideutiges Wort. So kann passieren, dass einer die ganze Leichtigkeit, der andere die Schwere erhält, einer den Mut, der andere die Bedenken, der eine das Faktische, der andere das Mögliche, der eine den Vordergrund, der andere den Hintergrund. Nicht, weil es für die beiden Teile eines Paares natürlich so sein müsste, nicht weil sich zwei Gegensätze angezogen hätten, sondern um ihres gemeinsamen Kosmos Gleichgewicht zu halten. Es gelingt. Sie halten das Gleichgewicht. Aber der einzelne auf seiner Waagschale wird einsam in einem seltsamen Kampf von dem getrennt, mit dem er durch den Waagbalken verbunden ist. Deshalb, sagte sie und steht in Gedanken auf. Sie geht durch die Zimmer und nimmt den Vordergrund mit. In der Mitte des Vorzimmers bleibt sie vor dem Spiegel stehen, einen Fuss auf dem Parkettboden, einen auf dem dunkelroten Teppich, zwischen dem Säuseln des Kühlschranks und dem Rauschen des Spülkastens: Einsam sind die Menschen immer, auch wenn sie sich zu Familien ordnen, auch wenn sie einander festhalten. Die Perspektive lässt sich nicht zerstückeln, keiner sieht aus den Augen eines anderen. Jeder verschwindet in seinen eigenen Schlaf. So fängt es an, so hört es auf. Wenn sie in den Spiegel schaut, sieht sie das Haus. Oder: das Haus ist ihr Spiegel. Umgekehrt ist das Haus längst kein Bauwerk mehr, sondern hat sich ihr Gesicht angemessen. Die Hitze hat ihr die blassen Wangen rot gefleckt, das ärmellose Leibchen unter den Achseln vom Schweiss verdunkelt, die dunklen Haare fließen strähnig auf die Schultern. Das ungeschminkte Gesicht, betrachtet wie eine Sache, an der man nicht masslos hängt. Aber, schreibt die Hausfrau in den Teppich unter ihren Füßen, das Gesicht hängt masslos fest an mir, lässt nicht von mir ab, selbst wenn ich es aushungere. Lässt es von mir ab, wenn ich verhungere? Haus, ich schenke dir mein Gesicht und gehe fort. In Wirklichkeit

schaute sie aus zwei engen Löchern auf die Mauer, die unübersehbar um sie steht, immer fester wird und das Leben gänzlich verliert. Graue feste Mauern, keine Fenster, keine losen Türen. Niemand tritt ein, niemand kommt heraus. Sie lauscht nach hinten, sie hört den Stein rollen, sie hört den Staub rieseln, sie lauscht nach vorn, sie hört die Termiten das Haus aushöhlen.

Die Stadt weiss davon nichts. Der Mann glänzt vom Schweiß. Er berührt Hausmauern mit den Fingerspitzen, das ist eine besondere Angewohnheit, für die er sich schämt. Aber die Hitze, die seit Tagen schon am Morgen auf die Stadt drückt, hat seine Beherrschung gebrochen. Die Mauern sind im Schatten blau und kalt, die Wirklichkeit lässt sich daran beweisen: dass es diesen Unterschied gibt zwischen seinen geschwollenen Händen und den Mauern. Aber dessen muss er sich ständig aufs Neue versichern. Schnell kann die Wirklichkeit sich davongemacht haben und ihn in einem leeren Universum zurückgelassen haben.

Das Kind, das ein paar Schritte hinter ihm geht, merkt sich die Stellen, an denen die Finger des Mannes auf die Wände gestossen sind, es spielt ihn nach, wiederholt seine Bewegungen, aber mit der flachen weichen Hand immer zwischen die Punkte, die er schon berührt hat. Die Mauern sind kühl und aus offenen Eingangstoren und aus manchen Kellerfenstern zieht ein kalter Wind.

Die Füße in den festen schwarzen Schuhen fühlen nichts vom Boden, auf dem sie gehen. Schritte sind leichte Schläge, die der Gehende von der Erde bezieht. Manchmal schlägt er mit den Füßen die Erde zurück. Das ist eine Frage der Laune, erinnert sich der Mann, beim Lauftraining am Wochenende, wenn er frisch und frei ist, ist er stärker als die Erde und dann ist er es, der die Schläge austeilte.

Das Kind tritt nie auf die Fugen der Asphaltplatten. Es hat sich ausgedacht, dass der Boden sich dort zur Hölle öffnen müsste, wo eine Linie wie eine Tür von seinem Fuss aufgestossen würde. Die Regeln sind selbst erfunden, aber das Spiel ist trotzdem ernst und beginnt immer in vollem Ernst dann aufs Neue, wenn das unabsichtliche Betreten einer Fuge folgenlos geblieben ist. Das neue Spiel erneuert die Angst. Die Angst ist das Spiel. Das Kind sieht die grossen schwarzen Schuhe blindlings auf den Asphalt schlagen und auf die Zeichen der Gefahr klopfen, ohne sie zu begreifen. Jeder zweite Tritt trifft das Verbot. Das Kind ist enttäuscht, dass nichts passiert, denn es hätte die Hölle gerne sich öffnen gesehen, die von diesen schwarzen Schuhen so einfach herausgefordert wird. So geht die Lust am Spiel verloren. Einmal steigt das Kind mit der Spitze der Sandale auf eine Linie und schaut danach nicht mehr zu Boden. Die Schule

erscheint am Horizont. Der Mann dreht sich um, wartet auf das Kind, sagt den täglichen Satz. Er sieht noch zu, wie das Kind allein weitergeht, die grosse Schultasche schaukelt bei jedem Schritt. Das Kind dreht sich nie um, hat seinen Vater vielleicht in der ersten Sekunde nach dem Abschied schon vergessen. Das bemerkt der Mann noch, bevor er sich umdreht und das Kind unter den Gedanken an die Arbeit, die er heute erwartet, begräbt und auch vergisst.

Das Haus haben beide längst vergessen.

Aber das Haus liegt noch im Zentrum der Gegenwart, hat sich nicht bewegt, füllt den Vordergrund, atmet. Die Frau sitzt vor der Kaffeetasse. Die Hände liegen vor ihr. Hinter ihr liegt die Küche, die ihren Händen der Handschuh ist. Ihre Hände passen genau hinein, denn sie sind im Lauf des langen Hausfrauentages in die Küche hineingewachsen. Ihr Kopf, zwischen die Schultern gebeugt, liegt unter dem Dach eingepasst, ihr Atem bahnt den Weg durch die Zimmerflucht frei, ihre Füße wurzeln im Keller. Vielleicht aber, spricht die Hausfrau laut vor sich hin, so dass die Katze aufhorcht und zu ihrem Futterplatz schlendert, zerfalle ich, wenn ich nicht mehr an dieses Haus angelehnt bin. Meine Gedanken sind immer an das Haus angeschmiegt. Es ist schwierig, zugleich Haus und Frau zu sein.

In ihrem Film sieht das so aus: ein Schwung führt auf das Bett zu, auf dem die Frau liegt. Ihre Augen verschliessen sich vor der Neugier der Kamera, die kurz über dem Gesicht kreist, bevor sie niederschießt und durch die Haut zwischen den Augen eindringt. Hinter der Haut liegt das Wohnzimmer mit den fünf Türen, von der Erinnerung unwirklich beleuchtet. Eine zögernde Fahrt durch die aufspringende Tür führt in das Wohnzimmer, weiter durch das kleine Arbeitszimmer, dann durch den Abstellraum, der in das Badezimmer führt. Doch dahinter öffnet sich wieder die Tür zum Abstellraum, drängt weiter zum Arbeitszimmer, drängt vorwärts: das Wohnzimmer, das Arbeitszimmer, der Abstellraum, durchbricht Türen wieder und wieder, doch immer liegt dahinter derselbe Raum, den sie eben verlassen hat. Erst dann sucht der Blick der Kamera die Wand nach Fenstern ab und man sieht, dass es in diesem Haus keine Fenster gibt.

Ihre Arbeit beginnt, wenn der Hintergrund zurückgetreten ist und sich der Vordergrund konturenlos vor das Nichts stellt. Nichts ist hinter dem Haus. Nichts ist um das Haus herum. Eine künstliche Schwerkraft hält sie im Innern zentriert.

Ihre Arbeit, die keine ist, macht sie immer schnell. Sie denkt wie ein Schachspieler mehrere Züge voraus, um den elegantesten und schnellsten Weg zum Schachmatt zu finden.

Auf dem Weg zum Klo, das geputzt werden muss, nimmt sie schmutzige Geschirrtücher mit und schiebt mit dem Fuss Spielsachen, die auf dem Küchenboden liegengeblieben sind, mit in die Richtung. Sie hat sich eine Choreographie des Kloputzens erdacht, in der sich Effizienz und Eleganz finden wie in der Kür einer Kunsteisläuferin. Manchmal stellt sie sich Publikum vor, das Klo in der Mitte einer grossen Arena. Sie tritt auf, Applaus brandet hoch, legt sich um sie, tausend Blicke bekleiden ihren Körper, leihen ihr Grazie und Kraft. Sie saugt Staub. Sie füllt die Waschmaschine. Sie giesst die zwei Rosenbeete im Garten und die Silberanne. Sie dreht Pirouetten. Sie eilt.

In Wahrheit hat sie keine Eile. Aber diese Arbeit lässt sich nicht langsam machen. Denn alle diese Handgriffe erhalten ihre Würde durch die Tüchtigkeit und Eiligkeit, in der sie gefertigt werden. Die Effizienz ist die einzige Vorwärtsbewegung, die bleibt. Die Rettung vor der Unwürdigkeit besteht also darin, das Unwichtige durch Akribie wichtig zu machen, das Unbewegliche zu beschleunigen, das Wesenlose mit schneidender Schärfe zu zeichnen, die keine Zweifel aufkommen lässt, dass hier etwas ist.

Aber je reibungsloser die Abläufe werden, umso öfter kommt sie aus dem Takt. Ihr Blick doppelt sich und das zu Erwartende mischt sich mit anderen Möglichkeiten, die auftauchen wie Gespenster. Dann hält sie inne, starrt auf ihre Hände, um die Wirklichkeit wieder einzufangen und kaum hat sie sie wieder konturenscharf in die Welt eingepasst, beginnt sie den Rhythmus der Arbeit wieder aufs Neue, etwas schneller dann, um die verlorene Kontrolle wieder einzuarbeiten.

In der Mitte des Vormittags ist die Ordnung fertig. Hier wird Sisifus geboren.

Sisifus' Tag beginnt auf dem Gipfel. Die Luft ist klar und kein Hindernis stellt sich dem freien Blick in den Weg. Mit der Linken hält Sisifus den Stein in Balance, und es lässt sich nicht unterscheiden, ob der Stein Sisifus stützt oder Sisifus den Stein. Ein Idyll von Stein und Mensch. Ausgebreitet liegen die Wünsche vor der Seele. Noch sind keine Preise angeschrieben.

Sie schaut. Sieht die Zwölfheit der Kaffeetassen, die verstümmelte Vollständigkeit der Teetassen (davon gibt es nur noch zehn), die weissen Schneiden der gestapelten Teller, zählbar und tatsächlich gezählt hinter Glas, sie durchschaut braunfurnierte Kästen: Töpfe, Vorräte, Werkzeuge, sie sieht durch die Fassade des Kühlschranks, weiss die gewogenen Mengen von Fleisch, Gemüse, weiss Literzahlen,

sie sieht durch drei Wände und Türen Socken zu Paaren ineinandergesteckt, die vereinzelt (Problemsocken) sicherheitshalber extra geordnet, mit einem Blick sammelt sie die Anzahl der Ecken, der Fehler, der Flecken, der Löcher ein, zählt sie angebrochene Fliesen, tropfende Wasserhähne, ausgeschlagene Kanten und abblättrenden Verputz, sie überblickt durch den Boden im Keller eingemottete Mäntel, alte Kinderkleider nach Grössen sortiert (man weiss nie, selbst wenn man nichts hofft), Weinvorrat, Fahrradvorrat, Schischuhe aus zwei Generationen, sieht Sammlung, Mengen, Reihen, Ordnungen.

Sie schaut. Sie sieht also. Der Mann zum Beispiel sieht das Haus nicht. Er ist blind. Er tastet sich von einem Schalter zum nächsten. Zwischen den Funktionen des Wohnens klafft eine Leere, die ihn, den Blinden, jedoch nicht beunruhigt - denn es muss eine Leere geben, die ihm den nötigen Raum für sein bewusstloses Bewohnen schafft, damit er nicht anstösst oder berührt, was ihn nicht interessiert. Er weiss nicht, wo er ist. Er vergisst den Kühlschrank, wenn er auf dem Sofa sitzt. Er vergisst das Sofa, wenn er vor dem Badezimmerspiegel steht und sich rasiert. Er vergisst den Spiegel, wenn er sich zum Essen setzt. Er ist frei und ahnungslos. Das Gewicht des Hauses fühlt er nicht.

Auch das Kind sieht das Haus nicht. Es riecht, es fühlt und tastet die Wände wie an seine eigene Haut. Die Hausfrau beobachtet das Kind beunruhigt. Es vervielfältigt sich, füllt das Haus überall aus, dass die Haut des zahlreichen Kindes an der Haut der Zimmer anliegt, doch wenn das Kind und seine Doubles das Haus verlassen, atmet das Haus auf, füllt sich wieder mit Luft, mit Leere und erkaltet. Ergibt sich wieder dem Blick. Die Hausfrau lässt den Blick durch die Zimmer gehen, legt ihn eisenschwer auf die Pölster des Sofas, lehnt ihn gegen die Bilder an der Wand, klebt mit ihrem Blick die kleinen Dinge und Bücher, die wie Schriftzeichen die Regale bebändern, unverrückbar fest, sie bügelt die stille Ordnung flach wie ein Leintuch, das nach jedem Zufalten überbügelt wird, bis sich ein festes dichtes Tuchbrett ergibt. Wie Medusa versteinert sie, was sie anblickt, damit ihr nichts entfliehen kann. Der Blick frisst das Angeschaute. Ja, sagt sie sich, und dieses Ja bedeutet den Tod.

Wenn das Haus vom Blick getötet ist und reglos daliegt, dann beginnt sie unmerklich erst, sich rückwärts zu tasten, langsam Schritt für Schritt, ohne die Erstarrung dadurch auszulassen. Sie hält die Luft an, sie hält die Zeit an. Bis sie hofft, weit genug entfernt zu sein, um sich umzudrehen und haltlos zu laufen, mit schlenkernden Armen und Beinen.

Den Fluchtversuch hat Sisifus immer nur am Gipfel gemacht. Der Gipfel lädt zu grossen Gedanken ein, wenn der Himmel plötzlich so nahe kommt, das Tal fern aus dem Blick fällt und die Anstrengung ihr Ziel gefunden hat. Der Stein ist in Balance, ein Ergebnis ist da. Der Stein ist besiegt. Sisifus streckt die Schultern, die Hand auf dem Stein, stolz und von der Ferne, die von oben dunstig zu sehen ist, metaphysisch betrunken. Daraus wächst Übermut. Die Höhe macht möglich, dass die Ferne ruft. Vorsichtig festigt er seinen Tritt, zieht langsam die balancierende Hand vom Stein, verharrt die eine brennende Sekunde - und sprintet los. Ohne sich umzusehen, mit federnden Beinen, sich mit den Händen an den Felsen auffangend, teilweise im staubig verdorrten Gras rutschend, fast selbst wie ein Stein rollt Sisifus davon.

Nein. Das ist ein Wunsch.

In Wahrheit setzt sie sich an den Küchentisch. Eine Schnecke kann ihr Haus nicht verlassen. Und das Haus würde zusammensacken, wenn sie es nicht in ihrem ständigen Luftstrom aus ihren unermüdlichen Lungen aufbliese. Sie ist der Körper, das Haus die Haut.

Sie sitzt und horcht. Alle Muskeln der Erwartung sind gespannt. Wer sie sieht, muss glauben, dass sie selbstverloren träumt, in Wahrheit aber schreit sie brennende Worte: ich stecke in einer Haut aus Stein, eingegraben liege ich in der Erde eines Vorstadtgartens, festgenietet, geschraubt, verputzt, umrüstet, eingemauert, meine Glieder festgezurt und eternitverkleidet, meine Augen verdunkelt, mein Blut fliesst in bleiernen Rohren, ätzend gereinigt mein Atem. Aber darüber kann ich mich nicht beklagen, denn das Furchtbare ist normal und nüchtern wie Zement. Nur dass meine Gedanken sich trotzdem noch frei bewegen, ist ein Spuk im Haus, der mich ängstigt.

Sie blättert in der Zeitung. Die Katze springt auf ihren Schoss, richtet sich dort ein und schnurrt. Katze, antwortet die Hausfrau, dass es eine Zukunft gibt, die sich von der Gegenwart unterscheidet, ist nur vorstellbar, wenn sich die Gegenwart von sich selbst unterscheidet. Da alle Tage aber gleich sind, glaube ich nicht an Zukunft. Die Zukunft ist niemals da, ist immer im Kommen, kommt aber nie an, bleibt ein Horizont, der sich im Vorwärtsgehen mitverschiebt. Wir haben uns mit der Gegenwart des einen einzigen Tages eingerichtet, du und ich. Du sitzt auf meinem Schoss, bis ich aufstehe. Ich sitze hier unter dir, bis mich das Haus hochzieht. Trotzdem gibt es einen Unterschied zwischen uns.

Der Blick über den Küchentisch aus dem Fenster findet ein Stillleben: die Fassade des Nachbarhauses, nur von einem

Klofenster im oberen Stock und den Lichtschlitzen des Stiegenhauses durchbrochen (das weiss sie von Besuchen). Die Reihe regloser Tujen davor, gelbe Tulpenspitzen. Der beisehendblaue Himmel darüber ausgeschnitten aus dem Vordergrund der Dachfirste, Schornsteine, der Spitze der Silbertanne, des Fensterrahmen. Ein hässliches Vieleck. Blau, grauweiss, todtgrün, fahlbraun, weisse Spitze. Da und dort. Im geöffneten Fensterflügel spiegelt sich von links der Gartenzaun, dahinter die Strasse, ein rotes Auto. Auch da das blaue Vieleck Himmel. Überall aus jedem Fenster derselbe Himmel, lieblos in lächerliche Portionen geschnippelt.

Lange sitzt sie nicht mit der Katze auf dem Schoss vor der Zeitung, die Zeit schiebt sie vorwärts durch den Parcour. Bald wird das Kind kommen, es löst sich bereits aus dem Vergessen. Es widerstrebt ihr, die hergestellte Reinheit zu zerstören. Aber auch das ist massgeblicher Teil ihrer Arbeit an der fragilen Ordnung des Hauses. Das Ziel ist zugleich das feindliche Gegenüber der Hausfrau. Nicht das Haus ist das Ergebnis, sondern sein Zweck. Aber Zwecke kleben an ihren Wirten und lassen sich nicht abschütteln, nicht einmal gedanklich. Der Zweck der Ordnung – also das Wohnen – ist die Zerstörung der Ordnung. So gibt es keine Endpunkte des Erfolges, kein Produkt: weder kann sie jemals fertig werden, noch kann sie ihr der Verwitterung mühsam abgetrotztes Paradies gegen die verteidigen, für die sie das Paradies erschaffen will und die vom Paradies nichts zu verstehen scheinen. Das Wohl derer, für die sie, das Haus, arbeitet, richtet sich gegen ihre Arbeit: Klobrillen, die sie schrubbt, damit sich keiner ekeln muss, werden angepisst, Teller, die sie vorspült, in die Geschirrspülmaschine einschlichtet, wieder ausräumt und in den Kasten zu weissen Zylindern türmt, werden achtlos beschmutzt, Flaschen, die sie voll die Stiegen hinauf und leer hinunterschleppt, werden ausgetrunken, nie bleibt der Braten knusprig, nie der Kühlschrank voll. Kein Wunder, dass Xanthippe sich in ihr zornig erhebt, dass sie die immergleichen Floskeln wie giftige Pfeile abschiess: Putz die Schuhe ab! Beug dich übers Teller! Sei leise! Dreh das Licht ab! Schütt nichts daneben! Spritz nicht so! Musst du immer... und so weiter, zugleich voll Entsetzen über sich selbst. Und Cassandra muss klagen: Alles wird vergehen.

Sie wirft die Katze vom Schoss. Beim Kochen bringt sie die in Balance gebrachte Küche aus dem Lot, zum Beispiel ist sie gezwungen, die gerade erst aus der Geschirrspülmaschine geräumte, nachgeschrubbte und an den richtigen Haken gehängte Pfanne zu verwenden und damit das zu beseitigen, was sie eben wiederhergestellt hat, nur um es gleich danach wieder zu beseitigen. Aber sie hat gelernt,

während dem Kochen bereits die Spuren vom Kochen zu löschen, sich die Arbeitsgänge so einzuteilen, dass Zerstören und Wiederherstellen wie Zahnräder ineinandergreifen.

Für das Kind ist der Heimweg von der Schule wie ein Fall nach unten. Vom Hunger aufgeweckt, erfindet es das Haus und die Frau. Das Haus ist das Zentrum der Schwerkraft, zu dem Müdigkeit und Hunger unwillkürlich ziehen. Die Sonne hat sich nach oben geschoben und legt ihre heisse Hand überallhin, auf dem Heimweg, der viel länger dauert und viel farbiger ist, weil der Vater nicht mehr wie eine Lokomotive vor ihm zieht, berührt es verschiedene Gegenstände: den Handlauf des Geländers an der Ecke, die Glasscheiben, den Mistkübel, den Asphalt, wo er noch schwarzglänzend frisch ist, die Stange, auf der das Stoppschild hoch über seinem Kopf sitzt. Am heissesten ist das schwarze Auto. Ein anderes Auto berührt das Kind nur ganz vorsichtig mit der Zeigefingerspitze, weil rotes Blinken verriet, dass darin eine Alarmanlage lauert. Und als könnte das Auto Augen haben, taucht plötzlich Angst aus dem Dunkel, der Rest des Weges ist beschleunigt. Das Kind stellt sich vor, dass zwei Polizisten es beobachtet haben und nun hinter ihm schleichen, sich verstecken, wenn es sich umdreht. Je öfter es sich umdreht und die Polizisten damit zwingt, in Hauseingängen oder hinter Ecken zu verschwinden, umso langsamer können sie sich nähern. Eine Weile geht es rückwärts, um den Polizisten das Weiterkommen zu erschweren, bis ihm einfällt, dass sie aber vielleicht längst schon die Seite gewechselt haben und nun vor ihm schleichen und damit auch der grünen Eingangstür näher sind. Das darf nicht sein. Darum dreht sich das Kind, läuft wieder vorwärts, aber so schnell es kann, stolpert, fängt sich, läuft schwankend unter dem Gewicht der Schultasche. Schon im Moment, wo das weissgraue Haus mit der grünen Tür um die Ecke biegt, geben die Polizisten auf und sind spurlos aus der Welt verschwunden.

Aber der Stein kommt nach. Sisifus hört das schwere Kolern, spürt den Hang zittern, Geröll spritzt auf, mit einer Leichtigkeit rollt er in die Tiefe, die beschämend ist. Nun rennt Sisifus um sein Leben.

Zugleich mit dem Stein kommt er am Fuss des Berges an, in einer Mulde bleiben beide liegen. Wieder ist die Flucht missglückt. Wieder quält er sich und den Stein hoch.

Es ist schwierig, zugleich Haus und Frau zu sein. Meistens ist sie Haus. Ihre Organe hält sie schmerzlich geöffnet. Die sich da leichthin und gleichmütig ins Innere

drängen, wissen nicht, wie empfindsam diese Räume sind, Räume, die erst von den Hineindrängenden aus ihrer stillen Dichte eröffnet werden. Das Haus, das die Frau ist, will versiegelt bleiben. Und will geöffnet sein. Und will versiegelt bleiben. Zu Mittag kommt das Kind. Sie hört zuerst das Klicken der Gartentür, dann den Schritt auf die zweite lose Stufe der kleinen Treppe. Dann die zwei Töne der Glocke, mehrmals angeschlagen.

Sie fließt hinter dem Kind nach, schwemmt die Spuren mit sich: die fallengelassene Schultasche, die von den Füßen explodierten Sandalen, die Schokoladepapierchen, die aus der Hosentasche quellen, Sand. Der Tisch ist gedeckt. Das Essen ist fertig. Erst wenn das Kind kein Kind mehr ist, wird es den Satz umformulieren: Der Tisch ist gedeckt worden (von wem?) von jemandem (Objekt). Das Essen ist gekocht worden (hinter dem Passiv bleibt Aktives verborgen). Die Frau alleine weiss die Wahrheit: Ich (Subjekt) habe den Tisch gedeckt, habe gekocht. Sie selbst setzt sich erst zum Essen, wenn halbwegs Ruhe eingekehrt ist, wenn nicht hinter ihr die Pfannen und Töpfe kreischen, wenn die Schalen der Kartoffeln und Zwiebeln, die leeren Becher, die Plastikreste im Abfalleimer mundtot gemacht sind, die klebrigen Stellen auf der Arbeitsplatte gedämpft. Das Flüstern der Schwerkraft hält sie in der Fliehkraft eine Weile aus: Wer hat das Wohnen erfunden? Der Mann ist unschuldig, das Kind sowieso. Auch die Hausfrau. Das Wohnen war schon vor ihr da. Sie ist nicht schuld, sie hat eine Schuld übernommen. Die Schuld muss gross sein, denn sie lässt sich nicht abstreifen.

Sisifus Stein ist immer gleichzeitig oben und unten. Man kann von einer schmerzlichen Balance sprechen. Am Gipfel zieht das Gewicht bereits dagegen, unten, in der Mulde, in der der Stein zur Ruhe gekommen ist, setzt Sisifus Plan ihn schon wieder nach oben. Wie ein elektromagnetischer Motor, der in der Spannung zweier Pole zur Rotation gebracht wird, wird Sisifus' ewiger Tag angetrieben vom Kampf zwischen Sisifus und dem Stein.

Wenn sie nicht alleine im Haus ist, findet sie keine Ruhe mehr. Eine Weile hilft sie dem Kind bei den Aufgaben. Das schreibende Kind betrachtet sie, wie sie sich selbst vom Haus betrachtet fühlt. Die Erziehung des Kindes, kratzt sie sich in die Haut am Oberschenkel, ist die Erziehung der Mutter zur Erziehung. Nein, sie verwischt die Spuren. Sie flieht in den Garten. Sie beobachtet die Blumen und sagt: Wenn ich Lust hätte, euch zu zertreten, müsstet ihr euch das gefallen lassen. Ihr habt Wurzeln. Die Frage ist, ob Wurzeln

ein Gegenmittel zum Fluchtwunsch sind. Im Garten ist es zu heiss, sie flieht ins dunkle kühle Wohnzimmer, das wie ein Balkon aus der Hitze des Tages in eine unbestimmte Dunkelheit hängt. Sie schaltet den Fernseher ein, um dazusitzen zu können. Ohne auf die Talkshow zu achten, dreht sie in einer einzigen langen Einstellung einen Dokumentarfilm, in dem Archäologen einer anderen Zeit tief untertag ein Haus freilegen, das mitsamt der darin befindlichen Menschen – einer Frau, einem Mann und einem Kind - von einem Lavastrom fixiert oder von einer anderen Unerbittlichkeit (wie im Märchen das Schloss der verfluchten Prinzessin) getroffen wurde, die sekundenplötzlich das Wohnen für immer dingfest gemacht hat. Nachdem sie das Dach mit einem Kran behutsam abgehoben haben, finden sie drei Statuen um einen steinernen Tisch, mit steinernen Blumen geschmückt, die steinernen Münder reglos für den ersten steinernen Bissen geöffnet. Immer noch erkennbar die Perfektion, Wohnlichkeit, Ästhetik. Elegant und deutlich umzeichnen die in Stein geschlagenen Spuren die Wege einer reibungslosen Häuslichkeit. Glatt liegen die in makellose marmorne Falten gelegten Betten, die versteinerten Zimmer unverwüstlich da, so dass die, die das Haus nach hunderten Jahren eröffnen, erkennen, dass es sich um ein Werk handelt und nicht um das ins Abschlüssige dahin geflossene Leben.

Später fährt sie einkaufen. Im Supermarkt folgt sie einem jungen Mann, der jeden zweiten Meter eine Ware berührt, ohne sie aus dem Regal zu nehmen. Sie hat ein Alarmsystem, das nutzlose Bewegungen augenblicklich erkennt, deshalb hat sie ihn sofort bemerkt. Weil er beschwingt geht, kann sie unauffällig in seinem Kielwasser nachtreiben. Seine grosse, braune Hand legt sich wie ein Gruss auf eine Kaffeepackung, dann ganz leicht auf das Gestänge des Regals, einmal greift er hoch zu einer der Werbetafeln, die unerreichbar über ihrem Kopf hängt, immer wieder auf die wenigen freien Wandstücke. Er scheint zu lächeln. Sie vergrössert den Abstand, denn er ist sicher verrückt. Einem Verrückten möchte sie nicht auffallen. Andererseits, formuliert sie an ihrem Drehbuch, möchte er dieser Frau, die ihm folgt, auch nicht auffallen, denn sie ist sicher verrückt. Doch scheint sie ihn schon im Visier zu haben. Zielsicher stösst sie ihren Einkaufswagen wie eine Drohung hinter ihm her. Er lächelt, um sie zu beschwichtigen, eilig durch die Mäander, um ihr zu entkommen, um den weiteren, hinter Sonderangeboten lauern den Verrückten, die - als Hausfrauen getarnt - um ihn ihr Netz enger ziehen, zu entkommen. Er beschleunigt so sehr, wie ohne Aufsehen zu erregen möglich ist. Er versucht, mittels Klopfzeichen Kontakt

zu seinem Verbündeten aufzunehmen. Er versucht, sie in Bann zu halten. Umso gnadenloser ist diese Jagd, als sie so beherrscht ist. Niemand bemerkt etwas.

Sie sieht den Mann, der so vieles berührt hat, an der Kassa vorbeidrängen und den Supermarkt verlassen, ohne etwas gekauft zu haben. Nachdem er fort ist, geht sie eine zusätzliche Runde. Soweit sie sich an seinen Weg erinnern kann, berührt sie dieselben Punkte, die er berührt hat. Um nicht aufzufallen, nimmt sie die besondere Kaffeepackung aus der Herde der Kaffeepackungen heraus, als würde sie Produktionsangaben lesen wollen, stützt sich wie zufällig am Regal ab, legt sogar eine von ihm gezeichnete Dose in ihren Wagen, obwohl sie niemals weisse Bohnen in der Dose kauft. Aber sie hat nicht übersehen, dass die wichtigsten Punkte die Wandstücke waren. Vor dem Eingang, nach der Klimaschleuse, brüllt ihr die Hitze entgegen. Das Auto steht in der Sonne. Weil sie sich Sorgen um Milch, Schokolade und Tiefkühlzeug macht, kehrt sie um und kauft noch eine Tiefkühltasche. Damit hat sie Zeit gewonnen. Setzt sich ins weit geöffnete Auto, lässt sich antauen, lässt das Gefrorene schmelzen, lässt sich von der gestockten Luft so fest umarmen, dass ihr wie von Begehren die Luft wegbleibt. Nichts rührt sich mehr, als erstickend festes Dauenzeug liegt der Himmel auf dem Parkplatz und hält Tagesschlaf. Stille. Schnitt. Ein Sportwagen biegt ein, fährt eine Runde, hält an der verdorrten Böschung am Rand. Ein Mann steigt aus, streckt sich, schaut sich flüchtig um und stellt sich breit an einen Mast, an dem Werbefahnen schlaff hängen. Aha, denkt sie. Sie stellt sich die Tropfen vor, die am Mast ihre Spuren zeichnen und verdampfen. Sein Auto beginnt hinter seinem Rücken lautlos zu rollen, beschleunigt langsam, der Parkplatz ist abschüssig. Erst als er fertig ist, merkt er, dass sein Wagen nicht mehr hinter ihm steht, flüchtet ihm, der zu seinem Glück eine Kurve eingeschlagen und dadurch eingebremst hat, nach. Hastig fährt er los. Man hört, dass er zu lange zu schnell in einem zu niedrigen Gang fährt. Sie stellt den Autositz nach hinten, lehnt sich zurück, so dass sie durch das geöffnete Schiebefenster am Dach in den viereckigen Himmel sieht. Der so blau ist, dass sie alle anderen Farben vergessen möchte.

Da Sisifus nie versucht hat, den Stein am Grund liegen zu lassen, sich hinzusetzen und mit geschlossenen Augen der Sonne zuzuwenden, ist nicht bewiesen, ob er den Stein schieben muss oder ob er nur glaubt, es zu müssen.

So könnte sein, dass Sisifus seine entsetzliche Arbeit freiwillig tut. Das macht es nicht leichter, sondern noch schwerer. Das schwerste am Stein ist der freie Wille, der so frei

ist wie der Stein, wenn er auch in die andre Richtung zeigt – wie der Stein nach unten will, so will der Wille nach oben.

Das Kind versammelt am liebsten seine Sachen vor sich in der Mitte des Zimmers. Nur was sichtbar ist, existiert. Die Vorstellung unsichtbarer Dinge erzeugen Sehnsucht und das Unglück einer Trennung. So räumt es alle Laden aus und leert die Kisten, versammelt alles vor sich auf dem Boden und macht eine Ordnung. Ein Heer, das ihm zur Seite steht. Die Stofftiere, alte Freunde, für die es, seit es gross und in der Schule ist, liebevoll herablassende Gefühle wie für kleine Kinder hat, reiht es an der Wand rund um das Zimmer auf, damit sie auch alles im Blick haben. Alle Sachen haben Namen, die müssen immer aufs Neue wiederholt werden, damit sie im Besitz des Kindes bleiben und nicht beleidigt verschwinden. Alle Sachen sind miteinander verwandt. Die roten Sachen sind die Kinder von den blauen Sachen und müssen beisammenbleiben. Die Farbstifte, die zwischen den hölzernen Spielfiguren aufgelegt sind, haben Zahlen geheiratet. Keine Leere und kein Versteck, keine Heimlichkeiten, keine Überraschungen sollen übrigbleiben. Dann bewegt es sich durch die Landschaft seines Zimmers, das sich mit jedem Blick völlig verwandelt, je nachdem was im Zentrum steht. Es gibt hundert Landschaften und sie gehören alle ihm.

Wer hat das Wohnen erfunden? Der Mann ist unschuldig, das Kind sowieso. Auch die Hausfrau. Das Wohnen war schon vor ihr da. Sie ist nicht schuld, sie hat eine Schuld übernommen. Die Schuld muss gross sein, denn sie lässt sich nicht abstreifen. Sie begreift die Ordnung des Kindes, auch wenn sie verzweifelt.

Wenn ihr Mann nach Hause kommt, setzt sie sich mit ihm an den Tisch. Sie beobachtet sein Gesicht, während er isst. Sie hat schon mit dem Kind gegessen, isst aber mit ihm noch einmal, um ihm Gesellschaft zu leisten. Sie schaut seinen Händen zu, beobachtet seine Blicke. Braucht der Mann Ordnung? Wenn sie da ist, braucht er sie nicht. Wenn er auf dem Sofa sitzt und Platz für sein Buch findet und nichts seine Ruhe stört, ist er zufrieden. Der Kleiderkasten liefert ihm Hemden und Sockenpaare, der Külschrank ist voll, es gibt immer Zahnpasta und Klopapier. Ob er den frisch aufgewaschenen Boden des Klo bemerkt, ist fraglich. Er geniesst Ordnung nicht, wie es in der Berufsbewerbung für Hausfrauen steht, er nimmt sie nicht wahr. Ein Ignorant. Deshalb weiss er nicht, dass er einer Spezialistin gegenüber sitzt, denn jede Tätigkeit konzentriert sich zu einer Wissenschaft, und findet Spezialisten

in ihrem Brennpunkt. Aber sie ist einsame Spezialistin einer einsamen Wissenschaft, ihr Interesse, ihre Forschung, ihre Erkenntnisse teilt sie mit niemandem. Da es keine Beobachter ihrer Meisterschaft gibt, gibt es sie auch nicht. Weil es nichts zu erzählen gibt, erzählt sie alles. Das heisst: sie beschreibt nicht den Vordergrund, in dem sie sich aufgehalten hat (die Kür am Klo, das Ballett im Kinderzimmer, die Filme, die sie gedreht hat), sie beschreibt nicht ihren Frauenkörper, nicht ihren Hauskörper, sondern sie erzählt aus dem Hintergrund, den sie nur vom Hörensagen kennt. Sie erzählt den seidenen Faden, an dem sie hängt. Von allem, was sie in der Zeitung gelesen hat, von der abgebrochenen Talkshow im Fernsehen, dass die Nachbarn im gelben Haus Besuch hatten, dass die Katze auf den Teppich gekotzt hat, das Kind brav war, vom pinkelnden Mann am Parkplatz, vom Telefonat mit der Schwiegermutter, von der Post, vom Supermarkt. Sie hat ihrer Stimme einstudiert, eine Fahne von Fröhlichkeit (und Verschwiegenheit) am Flattern zu halten, so dass, falls ihr jemals Mitleid zufließen sollte, es freiwillig und nicht nur Antwort auf eine Forderung sein sollte. Der Mann hat sich entschieden, die Fröhlichkeit zu wählen. Meine Frau, erzählt er, wenn er gefragt wird, ist ein sonziger Charakter. Die Sonne ist aber untergegangen, das verschweigt er wissentlich. Im Keller, schweigt sie ihm zur Antwort, liegen die Logbücher des heutigen Tages, heisse Ware, Sondermüll. Weiss nicht, wie lange der Keller noch hält, wieviele Tage ich noch untertag halten kann. Du sitzt auf einer Bombe. Du sitzt auf Diebesgut. Du lebst mit der Katastrophe. Ich bin vermint. Wer mich betritt, fliegt in die Luft. Aber niemand, denkt die Hausfrau, bringt sich in Gefahr. Niemand wird mich betreten. Die Gefahren sind so unbekannt wie die Vegetation. Ich schütze euch, indem ich mich unsichtbar mache. Der Krieg ist ohne Anfang in die Welt gekommen. Das Unsichtbare so langsam sichtbar geworden, dass man es nicht sieht.

Den Göttern darf das keiner in die Schuhe schieben. Sie haben Sisifus' Qualen nie eingefordert, das ist ein Missverständnis. Im Gegenteil ist Sisifus' vergebliche Mühe ein Kampf gegen die Götter. Dass der Stein oben auf der Spitze des Berges stehenbleiben soll, ist ein magischer Gedanke. Denn wenn es gelänge, die Schwerkraft zu brechen und oben zu halten, was unten sein will, dann ist der Bann gebrochen, der auf den Steinen und Menschen liegt und sie vom Himmel zu Boden zwingt. Wenn der Stein erst oben bleibt, dann bin ich frei, denkt Sisifus, und nicht nur ich. Dann sind wir alle frei.

In deiner festgeordneten Welt kann ausser dir niemand auftreten. Der Mann flüstert in die Tristesse matter Glühbirnen. Kühl ist es im Keller. Er bleibt neben dem halbvollen Weinregal stehen, befühlt die feuchte Wand, von der sich blasig der Verputz löst. Knisternd zerfällt die Kruste der Wand unter seinen Fingern, darunter liegt grau der Beton. Er schält mit hungrigen Fingern ein grösseres Stück Wand frei, bis er vor der Lust erschrickt. Den weissen Staub, der auf die Keramikrundungen gefallen ist, bläst er fort. Die Spielregeln haben sich von der Unsicherheit einer gemeinsamen Wahrheit in deine alleinige Sicherheit geflüchtet. Du hast sie festgeschrieben. Aber du bist allein in deiner Sicherheit. Sag nicht, du hättest nicht gewusst, dass dieser Dressurakt, in dem du uns über die Bühne führst, nur mehr für einen einzigen Zuschauer – dich - stattfindet. Tatsächlich bewegen wir uns ausserhalb dieses Hauses und unabhängig von diesem Haus, nur für dich sind wir die Schatten deiner Hausfrauenwünsche, deiner Mutterwünsche, deiner Ehefrauenwünsche. Aus schützendem Abstand betrachtetest du das Gleissen unserer Fremdheit und Freiheit, beobachtetest du uns wie seltene Tiere, die du zähmen und dressieren musst, damit wir wert sind, auf deiner Bühne zu erscheinen. Manchmal zwingst du uns, die Zirkusnummern zu sehen, in die du uns schickst. Wir begegnen uns als quälende Missverständnisse, die niemals aufzuklären sind. Der Mann nimmt die zwei Bierflaschen aus der Kiste, die er sich für heute abend vorgenommen hat. Also kann man nicht auf eine gemeinsame Wahrheit hoffen. Auf der Treppe schätzt er den Abstand der Spitzen seiner Hausschuhe zur Stufe. Er stellt fest, dass der Abstand bei jedem Schritt fast gleich ist, als arbeitete sich eine Maschine die Stiege hinauf. Mit den zwei Bierflaschen setzt er sich an den Computer. Das Haus ist Aufbewahrungsort seiner Müdigkeit, seiner Frau, seines Kindes, vor allem aber schätzt er die Fenster in seinem Haus, die hinauszeigen, und durch die er aus dem Haus wieder in die Welt schauen kann. Die Abendnachrichten, das zweite Bier. Spät erst stellt er sich vor den Badezimmer Spiegel, schaut auch dort hinaus auf ein dunkles Gesicht, das er wie einen Mantel ausziehen möchte, und das er doch anbehalten muss wie Unterwäsche, die man schamhaft anlässt. Er streift über die fremde Landschaft aus Haut. Das ist nicht sein Gesicht, das ihm gehört, sondern

es ist der Rest, den er den anderen (seiner Frau, seinem Kind, seiner Familie etc) überlässt. Das Opfer. Er meidet die Augen. Putzt sich die Zähne. Betrachtet seine Hände. Spannt ein paarmal seinen Bizeps und denkt an das Gewicht, das er auf den Boden drückt. Spannt probenhalber noch einmal seine Freiheit an, bevor er das Licht abdreht. Leise schleicht er zum dunklen Bett, um die Frau nicht zu wecken. Ihr Gesicht, das er kaum in den Decken und Pölstern findet, ist hermetisch verschlossen, aber sie ist noch wach. Sie ist immer wach.

Gute Nacht. Schlaf gut. Sie schliesst die Augen, sie hört das Vibrieren des Hauses. Im Horrorfilm, den sie tagträumt, sieht man zuerst das Haus im Halbdunkel des Gartens hockend, kurz eingeschoben nur eine Ahnung vom Rücken einer reglosen Gestalt im dunklen Innern, dann wieder das Haus von aussen in Hubschrauberschwüngen umkreist. Man beginnt zu begreifen, dass etwas Ungewöhnliches vor sich geht. Das Haus zittert, Winkel verschieben sich, Mauern schmelzen, dehnen sich organisch, das Dach wölbt sich hoch. Man hört Aufregung und vom Funk verzerrte Kommandos, jemand im Haus müsste geborgen werden, hektische letzte Versuche, doch schon ist es zu spät. Die aggressive Dehnung eskaliert, das Haus wächst hoch, bläht sich zu einem Ball, explodiert, die Kamera verdunkelt sich. Alle tot.

Je schneller der Stein ins Tal rast, um so schneller will Sisyphus ihn wieder hochtreiben, als könnte er ihn eines Tages überholen. Er sollte wissen, dass den Göttern sein Ehrgeiz gleich ist, doch er hofft. Er sollte wissen, dass die Götter das Hochtreiben des Steines nicht einfordern, aber er hofft. Zu stolz ist Sisyphus, den Stein in der Grube liegen zu lassen, als wäre er, Sisyphus, nie dagewesen.

Der Mensch ist eine Flüssigkeit. Träumt von Siedepunkt und Dampf, doch er muss fliessen. Nein: Der Mensch ist ein Festkörper, von Verdampfen und Aufsteigen unvorstellbar weit entfernt. Er fällt und wenn er nicht fällt, klebt er am Boden. Und doch, denkt die Hausfrau, bevor sie einschläft, gibt es Bedingungen, unter denen sich feste Körper - Häuser wie Frauen - verflüchtigen, als wären sie nie fest und greifbar da gewesen.

Kaspar

Kaspar ist erstens Kaspar und zweitens Kaspar. Drittens ist Kaspar Verführer. Er kümmert sich nicht um Anstand und Vernunft. Kaspar kann verführen, aber niemand kann ihn verführen. Die Grenze zum Bösen wie zur Liebe sind vor Kaspar wie Spiegel, gegen die er nicht anrennt, um sich nicht zu verletzen und weil man bekanntlich nicht durch Spiegel laufen kann. Kaspar wird dich küssen und dich wieder ins Bett zurückziehen, wenn du los willst, um in der Bank um mehr Kredit betteln zu gehen. Kaspar wird deinen Schlüssel in den Gulli werfen, wenn er nicht will, daß du so früh schon nach Hause gehst. Viertens ist Kaspar Erfinder. Fünftens leuchtet er wie eine 60Wattglühbirne. Du kannst also mit ihm in einen dunklen Keller gehen und nachts in den Weinbergen spazieren. So wie er leuchtet, lügt Kaspar: du darfst ihm nur glauben, wenn es egal ist, ob sich, was er sagt, irgendwann als falsch erweist. Du kannst glauben spielen wie Mensch Ärgere Dich Nicht. Die Liebe steht wie ein Spiegel zwischen ihm und mir und es langweilt ihn, vor einem Spiegel zu stehen.

Sie trug einen Kopfverband wie eine weiße Mütze eng um den Kopf gewickelt. Dunkelblonde Haare hingen in Streifen drunter hervor. Meine Phantasie projizierte Bilder von akribischen Rasuren und einer blutverkrusteten Metallplatte, die mit kleinen Imbusschrauben zu öffnen wäre, wenn ich Lust hätte, in ihr Inneres zu sehen. Sie ging sehr gerade. Eine Wasserwaage. Ich erinnerte mich an das sacculus utriculus, das winzige feine Gleichgewichtsorgan im Ohr, von dem mir ein Arzt einmal erzählt hatte, daß es nicht viel anders funktioniere wie die Kombination dreier Wasserwaagen. In ihrem Kopf stellte ich mir einen eisernen schwerfälligen Ersatz dieses Sinnes vor, der sie bei jedem Schritt ein unbändiges Schwanken fühlen ließe, in jedem Schritt einen kilometertiefen Absturz. Ihr hoher Hals balancierte ihren Kopf wie ein Queue die Kugel.

Ich ging ihr nach. Wußte, daß sie Kaspars Freundin war und vermutete sie auf dem Weg zu ihm. Ohne es zu wissen, führte sie mich durch den düsteren Bezirk, der früher aus lebendigen kleinen Betrieben und Geschäftchen bestanden hatte, heute abgelöst von Zugereisten und Verarmenden, unter deren Desinteresse Häuser, die nie schön waren, unbetrauert verfallen. Den Bezirk betritt man auf Durchreise, niemand will hier bleiben, sondern diese Station, sobald es geht, verlassen und verleugnen. Er lebt gerne hier. Weil es schwerer wäre, etwas zu bleiben, als sich zu verändern,

hätte er die Idee des Fortschrittes in sich ausgedämpft, erklärte er mir einmal. Aber ich glaubte Kaspar nicht, fühlte nur Widerwillen gegen seine paradoxen Erklärungen, die er vor allen wie eine Performance zelebriert, so wie er unaufhörlich Geschichten erfindet und seltsame Denkaufgaben ausbrütet. Er sagte: ich werde mich und nichts ändern, und wenn doch, dann werde ich es mir zumindestens nicht gewünscht haben und nichts Besseres erwartet haben. Warum willst du gleichbleiben, was ist daran so wichtig?, fragte ich. Manchmal antwortet er nicht, wenn ihm eine Frage nicht gelegen kommt. Er sagte bloß, es ist ein interessanter Ort, denn die Menschen wohnen nicht hier, sie machen Urlaub in der Armut, sie sind in Quarantäne. Sie benehmen sich, als wären sie nicht da, und sind ungehalten, wenn jemand darauf besteht, sie zu bemerken. Ich bin da, komm mich besuchen!

Erst im lichtlosen Stiegenhaus gab ich mich ihr zu erkennen, als sie Angst bekam. Wir warteten stumm nebeneinander vor der Tür und ich entdeckte ein Ohrläppchen aus dem Verband herauslugen.

Kaspar öffnete, unrasiert mit seinen immer schmutzigen Händen, die Füße in von Schmutz und Schweiß steifen grünen Socken, die Falten seiner Hose glänzten speckig, aber die Geste, mit der er uns hereinbat, war betörend. Wir standen nah beieinander und jetzt erst sah ich, wie makellos und perfekt sie war, als seine schweren Hände an ihre Wangen fuhren und zum Hals glitten, der aus einem weißen Hemd wuchs. Lola!, lächelte er mir zu und Paul! zu ihr hin und wir lächelten auch, angesteckt von seiner Feierlichkeit und seltsamen Überzeugungskraft, der sich kaum einer entziehen konnte.

Kaspar fand in der lichtlosen Speisekammer, dem hintersten Raum einer Kette vollgestopfter verwüsteter Kammern, triumphierend eine Flasche eines bitteren rosa Weines aus seiner Heimatprovinz. Wir lehnten uns in einem engen Dreieck an die Rückwand seines Bettes. Ich sah die Flecken auf dem Leintuch, ich wußte, daß Lola wußte, was ich sah und dachte. Sie war so atemberaubend schön, daß ich befangen war, neben ihr zu sitzen und sie mir auf den zerwühlten Plastikdecken vorzustellen. Wir sprachen über Kaspars neueste Pläne und Projekte, das heißt: Kaspar sprach und spann seine Ideen, die er, bin ich sicher, in diesem Moment vor uns aus der Luft gegriffen hatte, in immer höhere Dimensionen und brachte uns zum Lachen. Lola griff sich öfter im Lachen an den Kopf, das Lachen tat ihr offenbar weh.

Er legte seine Hand auf ihre, zog sie weg und begann leicht auf ihrem Kopf zu trommeln, sehr sanft und gleichmäßig wie ein geheimes Morsegedicht und ich konnte auf ihrem Gesicht beobachten, wie ihre Schmerzen verschwanden und sie in eine rosige Wärme eintauchte wie in einen Nebel, der sie von uns entfernte.

Manchmal versuche ich, mir Schmerzen vorzustellen, mich an erlebte Schmerzen zu erinnern, indem ich Wörter vor mir ausspreche, mit denen ich im Moment des Schmerzfühlers geglaubt habe, das Gefühl einzukreisen und zu definieren, aber es gelingt mir nie. Es wäre gut, wenn man sich das Bewußtsein, keine Schmerzen zu haben, wachrufen könnte, diese wahnsinnige Erleichterung, wenn körperliche Schmerzen enden, und das Wohlgefühl des erlösten Körpers für einen Augenblick alle anderen Leiden, die Langeweile, die Leere überschwemmt. Dieses innere Paradies der Erlösung sah ich in ihren Augen und ich beneidete Kaspar darum. Als die Flasche leer war, schlug ich vor, in eine neue Bar zu gehen, die nur zehn Gehminuten von Kaspars Durchreiseparadies ohne Zeit eröffnet hatte.

Ich gehe gerne neben Kaspar, stolpere fast vor Glück, wenn ich neben ihm gehe, laufe in Laternenpfähle, verliere meine Handschuhe. Wenn er neben mir im Mobil sitzt, lenke ich uns wie eine Bombe über die Straße, die nur zufällig nicht einschlägt und weil er, wenn es notwendig ist, ins Lenkrad greift oder Stop! lacht. Kaspar geht manchmal vor mir rückwärts, um mir ins Gesicht zu sehen, manchmal fällt er ein paar Schritte hinter mich zurück, um mich von hinten zu betrachten. Er sagt, er will nicht vergessen, daß es mich auch von hinten gibt. Aber nicht lange, dann spüre ich seine Aufmerksamkeit wie eine Taube gurren und auffliegen, von einem Wind zerstreut aufgeschreckt. Ich fasse selten nach seiner Hand. Er faßt selten nach meiner Hand, er hat vergessen, daß ich Hände habe.

Paul und Max vergessen meine Hände nicht, sie streicheln meine Hände, Max küßt die Fingerspitzen und steckt Ringe darüber, wann immer er einen Feiertag entdecken kann, Paul zieht mich von einer Bar in die nächste, von einer Vernissage in das nächste Konzert und immer hat er mich an der Leine unserer verflochtenen Hände.

In der Bar verwickelte mich Max, den ich schon lange nicht mehr gesehen hatte, in ein Gespräch über seine Geschäfte in China: Ich mag die Chinesen nicht. Niemand, der mit ihnen Geschäfte macht, mag sie, aber keiner sagt das. Meinem Partner in China würde ich am liebsten ins Gesicht spucken. Hast du Geld verloren? Ja, nicht so viel, eine Mil-

lion, aber unnötig. Seine Frau, sexy, pummelig und blond, stand stumm daneben und lächelte unentwegt. Aus den Augenwinkeln sah ich Kaspar an der Bar wippen und Lola und anderen mit weitausholenden Gesten etwas erzählen, was unglaublich lustig sein mußte. Lola stand gespannt wie ein Bogen in ihren roten Stiefeln in der Runde. Kennst du Kaspar und Lola? unterbrach ich Max mitten in einer langweiligen wirtschaftlichen Analyse und stellte ihm die beiden vor. In Lolas Augen leuchtete ein sonderbarer Schreck, der mir verriet, daß sie ihn kannte, während Kaspar freundlich Ahoi! lachte und Max schnell in seine Geschichte verwickelte, so wie er das mit allen tut.

Mit Max fahre ich nach Berlin.

Ich werde nicht da sein nächste Woche, deutete ich Kaspar gegenüber an. Ah?, raunt er abwesend und schläft ein. Du wirst mir abgehen, spreche ich weiter in seinen tiefen tauben Atem, ich werde mich konzentrieren müssen, daß ich Max nicht mit deinem Namen rufe. Ich werde, während ich im Theater Othello leiden und wüten sehe, über deine Witze lachen. Ich werde beim Hinflug bereits an das Heimkehren denken. Warum liebt man die, die einen nicht lieben, Kaspar? Selbst wenn er wach wäre und ich den Todesmut hätte, diese Frage auszusprechen, würde ich keine Antwort erhalten. Zurecht.

In Berlin ist es immer elend kalt. Max besucht einen Haufen langweiliger Männer, mit denen er verhandelt. Wir sitzen in großen weißen Büros, ich immer ein wenig abseits oder am Fenster. Der Schnee spiegelt das Orangebraun des Himmels, das wiederum selbst eine Spiegelung der Lichter der Stadt ist. Ich sehe Max an, daß er in einem quälenden Zwiespalt steckt, wenn er mich still dasitzen sieht, während er seine Geschäfte abwickelt. Er tut mir leid, denn mir macht es nichts aus, ich langweile mich nicht. Ich denke an Verschiedenes. Die Geschäftspartner sind sehr höflich zu mir, ich bekomme Kaffee, werde durch die Räume geführt, mit pikantem smalltalk und süßen Verbindlichkeiten gefüttert. Abends im Hotel legt Max sein Gesicht zwischen meine Brüste und weint ohne Tränen. Ich frage nicht, warum, weil ich die Antwort nicht wissen will.

Eine Woche nach diesem Abend traf ich Lola auf dem Bauernmarkt am Schloßplatz. Wir waren beide nicht in Eile und setzten uns in das kleine dunkelbraune Kaffeehaus, in dem der syrische Besitzer vertrocknete Kuchen und Liköre anbietet. An fast jedem Tisch saß ein schweigender Mann allein vor einer Zeitung. Lola war die einzige Frau im Lokal, und nur wir beide sprachen in die seltsame fremde

Stille. Automatisch verfielen wir in Flüstern, so wie in der Kirche, selbst wenn man nicht religiös ist. Hinter der Panoramascheibe, an der wir saßen, wogten auf dem Markt die Menschen wie das Flimmern von Feuer. Wir starrten gebannt in das hypnotische Wirren, unterhielten uns zögernd, ohne uns dabei anzusehen. Ich war absurderweise verlegen wie ein Sechzehnjähriger, fand kein Thema, das sie zu interessieren schien und das Schweigen wog schwer und fühlte sich an wie Schuld. Lola stocherte lustlos in einem glänzenden Schokoladewürfel herum und ich wunderte mich sehr, als sie beim Abschied meine Wange berührte, denn ich wäre nie auf die Idee gekommen, diese Grenze zu überschreiten.

Kaspar geht durch dunkle Räume, ohne irgendwo anzu stoßen. Auch durch helle Räume. Ich schaue ihm zu, wie er millimetergenau an den Kanten vorbeistreicht, wie er mit einem Hüftschwung, der sich zufällig aus seinen Schritten ergibt, die er gedankenlos macht, einer Kollision mit einem über den Tischrand hängendem Buch entgeht. Das Buch würde fallen, wenn man es mit einer Feder berührte. Es fällt nicht. Manchmal habe ich den Verdacht, daß Kaspar in einem geheimen Einverständnis mit den Dingen steht. Sie weichen ihm aus. Wenn Kaspar ein Glas hochhebt, um zu trinken, schwebt es zwischen seinen Fingern. Ab und zu hält er es nicht einmal, läßt es allein an seine Lippen hängen und seine Hände liegen neben ihm auf der dunklen Samtbank seiner Lieblingsbar.

Die Aluminiumbar ist gelb und braun, die Wände ockerfarben vergilbt von Rauch und Dampf vieler Jahrzehnte. Von Aluminium keine Spur. Die Bar hat ihren Namen vom Platz, in dessen Mitte sie thront, wie sie wirklich heißt, weiß niemand mehr. Der Aluminiumplatz ist ein gewaltiger Kreisverkehr, der Tag und Nacht in fünf Spuren unaufhaltsam strömt. In der Mitte des runden Platzes, der sich aus dem zumutbaren Radius für durchschnittlich 80kmh ergibt, steht ein rundes Haus. Früher einmal muß es ein Palast gewesen sein, für Vergnügen aller Art. Ein Casino anfangs, ein teures Restaurant für die Kriegsgewinner, ein Tanzpalast, ein Cafe, später ein Puff. Heute sind die Platanen rundherum zu hoch und die wildwachsenden Buchsbäume zu dicht. Man sieht die grüne Kuppel nicht mehr, wenn man im Adrenalinstoß der Geschwindigkeit von Spur zu Spur vorbeiswicht, Luxus und Lust sind vergessen. Wenige Leute machen sich die Mühe, die fünf Spuren des reißenden Flusses zu durchqueren. Es gibt nur eine Ampel, die bereit ist, Fußgänger auf die Insel zu lotsen und die ist fast immer rot. Kaspar schert sich nicht darum, er springt in den reißenden

Fluß hinein, rennt um sein Leben, gestikuliert, zeigt den quietschenden, sich drehenden, hupenden Mobilien den Finger, bevor sie knapp hinter ihm zornig aufjaulend weiterpreschen. Ich wäre an seiner Stelle längst tot, aber ihm passiert nichts.

Wenn ich Kaspar dort treffen will, muß ich einen Kilometer auf die andere Seite des Kreises gehen, um den Knopf der Ampelsteuerung zu pressen, der verspricht: *Drück mich, ich helfe dir, wenn ich Lust habe.* Ich warte lange, bis sie Lust hat. Es lohnt sich kaum, hundert Autos meinertwegen zum Stehen zu bringen.

Die Bar ist voller Kaspare. Nicht alle sind so schön und jung wie er. Sie sprechen über afrikanische Winde und amerikanische Filme, verschmieren die weißen Tischtücher mit Bier und Fett und trinken sich in die Morgenstunden hinein. Heute tanzen wir, Kaspar und ich. Er hält mich fest. So hat man früher getanzt, erklärt er mir, und die alten Kaspare, die keine Frauen dahaben, mit denen sie tanzen könnten, schauen uns zu, klatschen und reißen ihre zotigen Witze.

Mit Max gehe ich in Restaurants für antike Küche im Zentrum der Stadt oder in die Bar der Freien Oper, die von goldenen Lustern platzt. Die Ober wissen immer sofort, welcher Tisch der schönste ist, das beste Licht, den beste Blick hat und manchmal wird auch umgesetzt - Die Herrschaften wünschen ein Separee, einen Platz auf den Opernplatz hin, mit Blick auf die Brücke? Bittesehr. Max schneidet kleine Bissen von seinem immer kennerhaft zusammengestellten Menü und legt sie mir an den Tellerrand. Er folgt dem Bissen in meinen Mund. Schmeckt es dir, mein Herz? Wir trinken langsam gute Weine. Es gehört dazu, nach jedem Schluck ein lobendes Wort fallen zu lassen, um den anderen am eigenen Genuß teilhaben zu lassen.

Paul befindet sich immer auf der Straße *zwischen* den vielen Orten, an die er mich führt. Nicht einmal auf einer Vernissage in seiner eigenen Galerie hält er länger als eine Stunde aus.

Später, nachher, wie auch immer, bat sie mich, Max und Kaspar nichts voneinander und von mir zu erzählen. Ihr Geheimnis also, dachte ich beleidigt, soll ich hüten! Die beiden anderen Männer sind, was mich mit ihr verbindet! Ich bin ihre Garantie für die Heimlichkeit ihrer Beziehungsspielchen! Ich versprach, diskret (genau dieses Wort wählte ich, weil es einen ekligen Klang von Unsauberkeit hat) zu sein, verabschiedete mich aber unhöflich und kalt. Als ich mich hundert Metern von ihrem Haustor noch einmal umdrehte und sie unverändert dort stehen sah, klein mit ihrem weißen Kopf, tat es mir schon leid.

Anders ist es mit den Menschen. Während die Dinge vor Kaspar zurückweichen, zieht er die Menschen an. Seine Finger berühren nicht die äußere Grenze der Haut, sie machen dort nicht halt, sondern berühren ein wenig tiefer, sinken ein paar Millimeter ein. Niemand würde glauben, daß es sich so verhält. Sie halten es für ihre Sympathie gegenüber Kaspar, die sie so empfinden läßt, halten es für ein kleines dejavu, eine unbekannte Nervenwärme, die sie der eigenen Überreiztheit anrechnen.

Wenn ich eine Zeit lang verreise oder von einer Arbeit okkupiert bin, freue ich mich danach auf Paul und auf Max. Nach Kaspar sehne ich mich sogar, wenn ich bei ihm bin.

Daß Kaspar von uns beiden anderen ohnehin wußte, erzählte ich ihr nicht.

Paul erzählt mir unzählbare stories von Leuten, die ich nicht kenne. Er sammelt Knotenpunkte in einem strategischen Netz der Kunstmenschen und derer, die den Kunstmenschen nützlich sein können. Im Scherz nennt er seine feste Position in diesem Gefüge seine Pension und Lebensversicherung, und es ist tatsächlich sein Kapital und sein Inhalt. Er würde auch mich gern in sein Netz einknüpfen. Ich denke, daß Kaspars Verweigerung, sich auf solche Weise binden zu lassen, Paul mehr als meine Liebe gegen Kaspar aufbringt. Gestern streunten wir auf den hölzernen Fußstegen über die große Baustelle im Zentrum. Ein Labyrinth kleiner Stege, Stiegen und Brücken, gerade breit genug für eine Schubkarre oder zwei ins Gespräch vertiefte Archäologen. Darunter eröffneten sich verschüttete Welten, die mich nie wieder in Ruhe auf dem Stadtboden werden gehen lassen. Ein Gedärm verschiedener Leitungen, halbverrostete Rohre, Kanäle, Kammern aus der Römerzeit, die zuzuschütten vergessen wurden und die dem Druck der Zeit standgehalten haben. Erde, Stein, Wasser und immer wieder seltsame nicht mehr rekonstruierbare Wege und Bahnen. Unter uns wurde gearbeitet. Die Bauarbeiter waren von den Archäologen weitgehend verdrängt, die unter dem großen Druck standen, in den nächsten vier Wochen das riesige Areal untersuchen zu müssen und für ihre Welt der Erinnerung zu retten, was zu retten ist. Pauls Freund, mit dem wir kurz sprachen, war übermüdet und zerfahren und erzählte von der unsicheren Finanzierung des Projekts. Während er und Paul sich den Lageplan anschauten, starrte ich in das Schwarz eines Loches unter mir, das sich in Flimmern auflöste und glaubte, sich wälzende Menschenkörper zu sehen. Paul lachte über mein Schaudern. Der Archäologe erklärte, daß dieser Platz

niemals, zu keiner Zeit, soweit sich rekonstruieren läßt, ein Bestattungsort gewesen sei, ebensowenig ein Schlachtfeld. Manche Orte sind sprunghaft und vielfältig in ihren Geschichten, während dieser hier relativ jung und nachvollziehbar sei: eine römische Siedlung, davor unbewohnte Au. Wenn es mir gelingt, mich mit Paul für eine halbe Stunde in einer Bar niederzulassen, ist es immer verraucht und eng. Er spricht über drei Tische hinweg mit dem und der und dem, und läßt seine Hand auf meinem Knie liegen. Obwohl Paul mit so vielen Leuten lacht und seine Anekdoten austauscht, ist er, wenn wir alleine sind, mir gegenüber schweigsam und ruhig, und ich frage mich, wie es ihm in Gesellschaft immer gelingt, den Anschein zu erwecken, amüsant und energetisch zu sein.

Max erzählt mir viel, vor allem aber bittet er mich, von mir zu erzählen, er hört mit einer Intensität zu, die mich manchmal erschreckt verstummen läßt.

Ich schaue dir mit geschlossenen Augen zu, wie du träumst. Nichts will ich versäumen von deinen Träumen, nicht den Sprung über die Stiegen im wassergefluteten Palast, nicht die Zähne, die aus deinem Mund bröseln, während du im Spiegel die Menschen hinter dir dabei beobachtest, wie sie deine Wohnung verwüsten, nicht die Fahrt mit der Straßenbahn in den Rumpf eines Flugzeugs, nicht...

Bei Vollmond schläft Kaspar nie. Bei Neumond weint er, glaube ich. Zwischen Vollmond und Neumond arbeitet er, zwischen Neumond und Vollmond trinkt er und streift durch das Leben seiner Freunde wie ein Landregen, der erst ersehnt und dann verwünscht wird.

Er arbeitet gelegentlich, wenn er Geld braucht.

Kaspar sitzt wie ein Jaguar. Seinen Stolz balanciert er nicht auf seiner Wirbelsäule, ich glaube nicht einmal, daß das Wort in seiner Sprache vorkommt. Seine Schultern, denen man ansieht, daß sie ihn in wenigen Sekunden auf das Dach des nächsten Hauses tragen können, hängen ein bißchen nach vorne, gleichmütig. Sein Körper ist schwer.

Max und Paul sind nicht schwer genug, um Kaspar aufzuwiegen.

Bald pendelte es sich ein, daß wir uns zweimal die Woche trafen. Jetzt kann ich das sachlich feststellen, so wie man rückblickend Biographien als logische und gezielte Entwicklung liest, obwohl ein Leben selten eine Kette bewußter Schritte auf ein Ziel hin ist, sondern eine Facette der tausend Möglichkeiten. Für mich gab es nach dem flüchtigen Abschiedskuß in der Früh, wenn Lola zur Arbeit eilte und

mich im Halbschlaf zurückließ, nie das Gefühl der Sicherheit. Jedesmal wachte ich ein paar Stunden später in dem Schrecken auf, den Abschied versäumt zu haben, der der letzte gewesen sein konnte, und versuchte mich an die letzten Worte, die wir gesprochen hatten, zu erinnern oder an ihren Blick auf das schlafwarme Bett hinunter, wenn sie, bereits in ihrem Ledermantel, die Kälte und den Morgen repräsentierte. Ich fand weder ein Ja noch ein Nein darin, keine Hinweise auf die Zukunft und obwohl sie mir mit der Zeit vertrauter wurde, einfach dadurch, daß ich ihre Muttermale auswendig lernte oder den Inhalt ihres Rucksackes kannte, haftete unsere gemeinsame Zeit nicht in meiner Erinnerung.

Meine Geschichten interessierten sie nicht, deshalb hörte ich auf, ihr von der Galerie und der Szene zu erzählen. Ich liebe meine Arbeit, die ich nicht als Arbeit betrachte, weil sie mein innerstes Bedürfnis ist. Ich mag die Kunst, weil sie das Beste in den Menschen offenbart und materialisiert, aber mehr noch liebe ich die Menschen, die Kunst machen. Ich interessiere mich für ihre spleens und ihre Krankheiten, für ihre Selbstüberschätzungen und Minderwertigkeitsgefühle, für ihre Unfähigkeit, sich einzufügen und ihre Fähigkeit, ihren Egoismus unverdeckt zu zelebrieren. Ich lebe von der Energie, die sie verstrahlen, ich nähre mich von ihnen und ihrer Phantasie... Im Gegenzug nähren sie sich von mir und meiner Ordnung oder Normalität und auch das liebe ich. Daß Lola so wenig Interesse für diese friedliche Symbiose aufbringen konnte, nahm ich als persönliche Ablehnung.

Ich vermied so gut ich konnte, sie mit Kaspar zu sehen. Ich mied die AluminiumBar und andere Lokale im Viertel, in dem Kaspar am liebsten herumzog. Manchmal verzichtete ich sogar auf eine Vernissage, wenn ich sicher war, die beiden zusammen dort anzutreffen. Neben Kaspar war Lola eine unbekannte Schöne, die sich wie ein Feuerwerk strahlend verzehrte. In seiner Gegenwart verzogen sich die dunkeln Schatten aus ihren Augen und das Blau blendete auf, leuchtete wie ein Sommerhimmel. Ich sah sie reden, lachen, gestikulieren, immer mit offenem Mund sprühend lachen... Kaspar machte wohl seine Witze, erzählte seine Phantastereien und genoß sichtlich, wie sie an seinen Lippen hing und jeden Satz aufsog. Lola war schön, aber neben Kaspar war sie unbeschreiblich und ich beneidete ihn jedesmal aufs Neue.

Kaspar stellt keine Fragen. Vielleicht weiß er gar nicht, daß hinter den Gesichtern Gedanken Erinnerungen und Pläne spinnen, die im Gegensatz zu dem stehen können, was man

sieht. Weiß er, daß die Leute außerhalb seines Gesichtsfeldes ein Leben führen?

Er beantwortet auch meine Fragen selten. Von Fragen hält er nichts. Was ich ihn fragen will, zeigt in die Vergangenheit und in die Zukunft oder weist auf diesen mysteriösen Raum hinter dem Spiegel, den es nicht gibt. Kaspar schaut mich an, vor sich hin, schüttelt langsam den Kopf und eine seltsame Traurigkeit betritt die Arena seines Blicks, vor der ich mich zutode fürchte.

Max kaut mit geschlossenem Mund. Mit der rechten Hand hält er die Tasse Tee, mit der linken die Zeitung vor die Tischkante. Am liebsten sehe ich ihn hinter dem Rosa der Financial Times. Im Rhythmus der Artikel schaut er hoch, als würde er aufwachen und lächelt mich aus der anderen Welt an. In dieser Welt, weiß ich inzwischen, gibt es ein paar Fragen weniger und ein paar Antworten mehr. Max weiß immer, was in den nächsten Stunden passieren wird. Ich frage ihn gern: Max, was wird sein?, und er erklärt mir, wie lange das Taxi zum Flughafen brauchen wird, welche Route es fahren wird, daß es regnen wird, ein wenig, daß jener Kurs steigen wird, ein anderer Stern fallen, und niemals ist ein Risiko dabei, ihm zu glauben.

Erst Wochen später brachte ich den Mut auf, eine Bemerkung über ihren Kopfverband fallen zu lassen. Sie antwortete mir, ohne etwas zu erzählen: „Bei Berührung tut es weniger weh, als wenn ich lache oder weine, mich anstreng. Du mußt keine Angst haben, mich zu berühren!“ Mehr sagte sie nicht. Ich fragte nicht weiter, weil sie das offenbar nicht wünschte und ich hatte große Angst, sie zu verlieren. Ich rief sie auch fast nie an, nicht weil ich nicht an sie gedacht hätte, sondern weil es mir nicht eingefallen wäre, zu hoffen, sie würde sich darüber freuen. Umso mehr wunderte ich mich, wenn sie mich anrief.

Auch wegen Kaspar natürlich. Kaspar ist nicht wirklich ein Freund. Ich verstehe nicht, was er tut, warum er es tut, und seine seltsame Argumentation macht das, was ich ein Gespräch nenne, unmöglich. Vermutlich würde er ähnliches über mich sagen. Er arbeitet da und dort ohne Ehrgeiz, er trinkt zu viel und ist zu chaotisch, um einen Plan länger als bis zu dem Moment zu verfolgen, in dem er ihn irgendjemandem erzählt hat. Anfangs bewunderte ich ihn für die Ideenquelle, die unaufhörlich aus ihm fließt, es ist unterhaltsam, ihm zuzuhören und vieles überraschend und interessant. Mittlerweile höre ich nicht mehr zu. Die schamlose Verschwendung von Ideen reizt mich. Wenn er allerdings manchmal doch etwas realisiert, ist es immer gut. Auch das reizt mich.

Er ist einer dieser Ballungszentren, die selbst unbewegt einen Kern der Bewegung bilden, als wäre er eine Batterie für die Menschen um ihn herum. Vieles, was so aus ihm strömt, fällt bei jemand anderem auf fruchtbaren Boden, berührt oder bestätigt. Sein Enthusiasmus, den er wahllos einmal da und einmal dorthin wendet, steckt andere an, die sich nicht so leicht begeistern können, aber einer Begeisterung treu bleiben, während Kaspar schon wieder weiter wandert.

Als ich ihn bei Moritz traf, der seine Wohnungseinrichtung öffentlich verschenkte, fragte ich ihn nach Lolas Kopf. Ein Gehirntumor, Operationen. Kaspar hob die Schultern. Er nahm einen Sessel und antwortete: „Lola sitzt auf einem Sessel ohne Beine.“, drehte sich um und ging in den nächsten Raum. Ich haßte ihn plötzlich und wäre ihm am liebsten nachgelaufen, um ihn vor allen zu verprügeln, andererseits ist es nicht meine Art, mich absichtlich lächerlich zu machen.

Aber das Geheimnis, das alle außer mir kennen durften, ließ mir keine Ruhe.

„Ich würde dich gerne nackt sehen.“, flüsterte ich Lola ins Ohr. Sie schlug die Decke zurück und lächelte.

„Nein.“, beharrte ich: „Ganz nackt.“

Sie weigerte sich, mich zu verstehen: „Ich bin ganz nackt.“ Sie war so schön im kühlen Licht auf dem blauen Stoff, daß ich fast zufrieden gewesen wäre.

Aber: „Ganz.“

Darauf schloß sie ihre Augen, wie immer, wenn sie flüchtete, und antwortete nicht mehr.

„Darf Kaspar deinen Verband abnehmen? Darf er deinen Kopf sehen?“

„Ja.“, widerwillig, ohne die Augen zu öffnen: „Er wechselt mir den Verband, er hilft mir dabei.“

„Und Max?“

„Max bringt mich manchmal ins Krankenhaus. Er fragt mich nicht.“

Paul legt mir Fragen wie Fesseln an: Warum liebst du Kaspar, warum nicht mich? Paul, Inquisitor der Aufklärung, in der jeder Umstand durch Fragen erledigt werden kann wie ein Widersacher. Eine Frage kann ein Parasit sein, der sich an die Lebenskräfte anegelt, aussaugt, abzapft, wenn der Gefragte sie nicht umdreht und die Antwort als Schild oder Waffe gegen den Frager wendet.

Was bleibt übrig, fragte ich Max, wenn alle Fragen beantwortet werden? Max lächelte, während er antwortete: In manchen Kontinenten ist es besser, alle Fragen zu stellen, in anderen stellt man sich mit Fragen nur eine Falle. Aber,

mein Liebes, das ist eines der großen Rätsel, die... und dann erzählte er mir aus seinem unerschöpflichen Vorrat wohlgeordneten Wissens, in das er alles einbettet und zur Ruhe legt. Max schläfert die Sorgen ein, schläfert die Zweifeln und Unzufriedenheiten ein, nimmt dem Aufbegehren die Luft, in seinem Netz der Besonnenheit, das er aus historischen roten Fäden geknüpft hat, fängt sich jede Unbedachtsamkeit. Nie ist es mir möglich, seine Ruhe in Frage zu stellen.

Max fragt mich: Hast du Lust, ins Theater zu gehen? Bist du hungrig? Kennst du Lyotard? Fühlst du dich wohl? Er fragt nicht: Hast du Schmerzen? Vielleicht, weil er spürt, wenn ich Schmerzen habe. Ebenso diskret geht er mit seinen eigenen Schmerzen um: Nie spricht er von seiner Frau, mit der er in einer schmerzlichkalte Ehe gefangen ist, nie von seinem toten Kind. Seltsam. Manchmal, denke ich, kann man mehr Mitleid empfinden, wenn das Unglück nur eine Ahnung ist, unausgesprochen und abstrakt. Denn das Leiden eines anderen kann man mit dem eigenen verknüpfen, wenn es noch unpersönlich wie ein Hotelzimmer Eintritt erlaubt. Deshalb weinen die Menschen über das Unglück von Unbekannten im Kino und nicht über das des besten Freundes.

Judith war noch nicht vergessen, ihre bohrende hohe Stimme: Aber auf was wartest du? Warum sagst du immer vielleicht, später, noch nicht und solches Zeug. Und ich wich den Fragen aus, warf klassische Begriffe ins Spiel: noch Zeit haben, Zeit brauchen, die Liebe bewahren wollen, hab Geduld... alle diese berühmten, von jedem einmal gehörten und von jedem einmal vorgebrachten Hinweise darauf, daß nicht genug Liebe da ist. Vor ihr Ultimatum gestellt, verließ ich sie sofort. Erleichterung statt Bedauern. Lola nahm solche Ausreden nie in den Mund, sie antwortete einfach nicht. Auch wenn sie nie über ihn sprach, als wäre es nicht notwendig, ihn zu erwähnen, weil er ohnehin präsent war, ließ sie keinen Zweifel daran, daß sie Kaspar liebte.

Dieselbe große Freiheit, die ich von Judith gefordert hatte, richtete sich jetzt gegen mich. Ich weiß: man will immer, was man nicht hat und sehnt sich nach dem Unerreichbaren, der alte Hut ist mir bekannt, aber das zu wissen, schützte mich nicht vor der verzweifelt beißenden Hoffnung, in der man das Schicksal verweigern möchte.

Ich stehle mir einen weiteren Moment von Kaspars Lippen. Aber je mehr ich stehle, umso länger werde ich sitzen. Der Spieler weiß, daß er verlieren wird, wenn er beginnt. Er spielt trotzdem, weil die fragmentarische Hoffnung, die

paar Prozent Chance, egal, ob wenig oder noch weniger, ihm schon als Rechtfertigung reicht. Spielt er nicht, würde er gewonnen haben. Spielt er doch, wird er verlieren. Zwischen diese zwei Fälle, die Unmöglichkeit und die Tatsächlichkeit, will sich der Spieler einschleichen. Will sich mit der List der Schnelligkeit, der coolness (mit der Kühnheit der Verzweigung) zwischen die Linien bringen: Spielen und gewinnen. An diesem schnellen Spiel gegen die Zukunft ist das Vergnügen verlorengegangen, die Zeit vergeht zu langsam, der Gewinn bleibt aus. Nie bin ich schnell genug, um mich hinter die feindliche Linie der Naturgesetze zu bringen, die sich aus Wünschen nichts machen.

Ich weiß nicht, ob es ein Spiel gibt, bei dem man gewinnt, wenn man *nicht* spielt, vom Zuschauen also, oder als Spielstein. Je weniger Einsatz, umso mehr Chancen.?

Die Liebe, scheint mir, wird hier so gespielt.

Kaspar kann man sich nicht wünschen. Ich kann nur darauf warten, daß Kaspar sich mich wünscht.

Auf der Vernissage bei Jana sah ich Kaspar mit einer großen, unbekanntem Frau. Sie sprach gebrochen, mit lauter Stimme, zwischen einem Gestrüpp lockiger schwarzer Haare durch, beißend schwarze Augen voll kannibalischer Weiblichkeit, den schmalen Rücken durchgebogen. Furcht-einflößend und anziehend zugleich, das absolute Gegenstück zu Lola. Kaspar verstreute seinen Charme wie üblich, sprach mit vielen, bewegte sich frei durch den Raum, aber ihre Aufmerksamkeit, die ihm folgte, stellte klar, daß die Dunkle der Punkt war, zu dem er zurückkehren würde. Ich beneidete ihn.

Nach der Vernissage ging eine größere Gruppe in die Weinstube am Eck, und es stellte sich heraus, daß Nela, wie die Dunkle hieß, die Malerin aus Bratislava war, deren Bilder ich zuvor nicht besonders aufregend gefunden hatte. Ihr Blick lag wie ein Bannspruch auf Kaspar.

Kaspar küßt mich, wie ein Anarchist eben küßt. Er wird aufstehen und gehen und ich werde nicht wissen, wann er wiederkommt.

Kennst du Nela?, fragte ich Lola. Nein, wer ist das?, und ich sah in ihren Augen leichten Unwillen aufsteigen, weil sie wohl eine story aus der Galerie vermutete. Jetzt tut es mir leid, aber mich packte plötzlich Zorn: Kaspar scheint sich für sie zu interessieren, eine Malerin, ich habe sie bei Jana kennengelernt etc. Irgendetwas zwang mich, zu betonen: Er war mit ihr dort. Lola wandte ihren Blick nicht von der Leinwand und reagierte nicht. Der Film war auf Hol-

lywood-Art spannend. Ein Mann sucht den Mörder seiner Frau, beginnt in der Vergangenheit zu wühlen und findet Fotos aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit, an die er sich nicht erinnert, sich und seine Frau an einem Ort, den er nicht kennt. Er beginnt an sich selbst zu zweifeln, bekommt Angst, etwas Unerträgliches zu entdecken und möchte die Suche abbrechen, aber der Stein, den er ins Rollen gebracht hat, ist nicht mehr aufzuhalten. Schließlich, das Ende fand ich schlecht, stellt sich heraus, daß seine Frau die Fotos gefälscht hatte, um eine falsche Spur zu legen, weil sie selbst vorhatte, ihn zu töten und der Anschlag, bei dem sie ums Leben kam, ihm gegolten hätte. Nach dem Kino wollte Lola alleine nach Hause gehen. Ich fühlte mich elend, weil ich wußte, warum sie so still war, aber es gab kein Zurück mehr. Ich begleitete sie das kurze Stück zu ihrer Wohnung durch die laue Frühlingsnacht. Die kleinen Gassen, Stiegen und Durchhäuser bebten von Leben. Obwohl auf den Straßen nicht mehr viel los war, weil es in Lolas Bezirk kaum Lokale gibt, kam aus den offenen Fenstern genug Tellerklirren, Fernsehstöhnen und Stimmengesumm, um den Eindruck eines großen freundlichen Festes zu geben. Lola ging aufrecht wie eine Schaufensterpuppe. Fast konnte man das Klappern ihrer Plastikglieder hören, ein Schnarren steifer, spröder Gelenke. Nicht bloß in ihrem Kopf, zeichnete meine Vorstellung, sind Metallteile und Maschinerie. Als ganzes ist sie eine ferngesteuerte Zeitbombe, eingestellt auf ein geheimes Ziel. Ihre Schritte, sonst federnd und lang, holpten neben mir über die Kopfsteinpflaster und ihre Fersen zitterten bei jedem Schritt wie starre schlechtpassende Kolben. Sie zog an ihrem Verband, schob eine Hand unter die weißen Bahnen. Tut es dir weh? Juckt es? Kann ich dir helfen? Sie sagte nicht einmal nein.

Blut spritzt auf das abgewinkelte Knie, und auf den Rist deines Fußes. Ein Tropfen fällt auf deine Hand. Anmutig stehst du auf und schüttelst von dir ab: das Leben zu zweit.

Sie ist tot. Max rief mich an. Er sagte, Kaspar habe ihm aufgetragen, das zu tun. Sie ist tot. Sie ist auf einer Rolltreppe gestürzt, hat vermutlich zuvor das Bewußtsein verloren. Ich wollte den Satz nicht glauben. Sie ist tot.

Ich denke an ihre Augen, die diesen Tod irgendwie verraten haben mußten, und ich versuche nachträglich die Spuren der Zukunft, die sich im Moment ihres Todes verewigt hat, zu finden. Ihre Augen waren blau wie ein Gewitterhimmel, groß und weit geöffnet, zwei Trabanten des Mundes, der weich, zärtlich und charmant war. Der Mund lächelte immer, auf tausend verschiedene Arten, wenn ich

sie sah, der Mund war ihr Füllhorn des Glücks. Doch darüber liegt ein Schatten und immer wird sie in meiner Erinnerung jetzt die tote Lola sein, die in ihrem nicht sehr langen Leben bereits vom Tod bezeichnet war und als Lebende schon tot. Ihre Augen werden in meiner Erinnerung leer sein, ihr Lachen gespenstisch, die Sätze, die wir miteinander gewechselt haben und von denen mir nur wenige geblieben sind, werden Botschaften aus dem anderen Reich sein. Ich bin nicht traurig, weil ich niemanden verloren habe, den ich in irgendeiner Weise besessen hätte. Ich denke an ihr Gesicht, mehr noch an meine Gefühle.

Zur Einäscherung, drei Tage später, kam ich zu spät, weil ich in einen Stau geriet. Als ich durch das Gewitter in die kleine Halle geflüchtet war, war schon alles vorbei und die Gesellschaft löste sich in zwei Gruppen auf, die Familie und etwas größer der Kreis der Freunde. Max entschied ohne viele Worte, in die AluminiumBar zu gehen und keiner hatte etwas dagegen. Die Gruppe teilte sich im strömenden Regen schnell auf die Mobile auf, mit mir fuhr Kaspar. Ich schwieg verbissen, ich wollte diesem Mann, dem sie ihre Liebe nachgetragen hatte, während ich von Anfang vor verschlossenen Türen stand, keine Gelegenheit geben, blöde Allgemeinplätze von sich zu geben und Lola

noch nachträglich zu verraten. Aber auch Kaspar schwieg. Der Regen prasselte aufs Dach und an die Scheiben und strömte in dichten schrägen Linien über die Halbkreise des Scheibenwischers, die sich immer aufs Neue schlossen und öffneten. An einer Kreuzung warf ich einen Blick in den Rückspiegel und sah Kaspar mit geschlossenen Augen weinen. Die Tränen flossen in einer kontinuierlichen Bahn über seine Wangen, an seinen Mundwinkeln vorbei. Ich haßte ihn. Als ich in einer kleinen Gasse in der Nähe des Aluminiumplatzes geparkt hatte, drehte ich mich um. Kaspar saß immer noch blind und stumm hinten und der stille Fluß zog glitzernd seine Spur. Wir sind da, sagte ich kalt und öffnete die Tür neben ihm in die kühle Nässe. Er stolperte heraus, als wäre er besoffen. Gegen meinen Willen tat er mir plötzlich leid und ich nickte: Komm! und faßte nach seinem Arm, aber Kaspar wich meiner Bewegung aus und ging in die andere Richtung davon, hob nur die Hand, ohne sich nach mir umzusehen, wie jemand, der einen Abschied nicht erträgt. Kommst du nicht mit?, rief ich ins Rauschen des Regens in den großen gelbstämmigen Bäumen, aber da war er schon außer Hörweite und ich lief, die Jacke über den Kopf gezogen zur Ampel über die breite Fahrbahn.

